

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Antje Rávic Strubel
Vom Dorf

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Vorwort der Herausgeberin

Das Manuskript zu diesem Buch ging in einem Umschlag ohne Absender beim Verlag ein. In diesem Umschlag befanden sich Weihnachtsgeschichten, über denen mein Name stand, und zwar korrekt mit dem Akzent über dem *a* in Rávic. In einem grünen Hefter fanden sich außerdem tagebuchähnliche Notizen, die als *Protokolle* bezeichnet waren. Zur Urheberschaft dieser Protokolle gab es keine Angabe. Der Verlag hatte zu diesem Zeitpunkt kein Manuskript von mir erwartet. Befremdlich wirkte die Sendung außerdem, weil sie ohne Gruß gekommen war, ohne ein Wort von mir, obwohl wir uns sonst immer freundliche Kärtchen in die Briefumschläge steckten. Mein Lektor klang besorgt am Telefon. Als ich begriffen hatte, worum es ging, war ich nicht weniger besorgt. Ich konnte ihm nur versichern, daß auch mir dieses Manuskript unbekannt sei. Weder die Weihnachtsgeschichten, noch die Protokolle hatte ich geschrieben.

Nach der ersten Verwirrung und dem Entschluß, das aus dem Nichts aufgetauchte Manuskript wieder im Nichts verschwinden zu lassen, setzte eine Phase ruhigeren Nachdenkens ein. Ich las die Weihnachtsgeschichten. Und ich

begriff, daß hier ein Betrüger am Werk war. Der anonyme Absender hatte die Geschichten nicht nur unter meinem Namen verfaßt. Er hatte außerdem versucht, meinen Stil nachzuahmen.

Ich las die Protokolle. Freimütig entlarvt der Autor darin seine Pläne. Er beschreibt, wie er sich bewußt meiner Sprache bemächtigt hat!

Er gibt sich so deutlich als der Verfasser der Weihnachtsgeschichten zu erkennen, daß es mir ein Rätsel ist, warum er die Protokolle überhaupt der Sendung beifügte. Hätte er nicht ein Interesse daran haben müssen, seine Spuren zu verwischen?

Stattdessen wird klar, daß es sich hier um jemanden handelt, der sich mir seit längerem an die Fersen geheftet hat. Viele Details und Beschreibungen in den Protokollen stimmen mit meinem Leben überein, häufig habe ich auf Lesungen dasselbe Gesicht gesehen. Seit einiger Zeit taucht ein Mann auf. Er ist Ende Fünfzig. Er trägt eine ausgebleichene Cordjacke, er setzt sich in die zweite Reihe nach außen und verwickelt mich am Schluß in Gespräche, von denen mir die Wörter *Geistesverwandtschaft*, *Fremde* und *Horizont* im Gedächtnis geblieben sind. Oft klingelt mein Telefon. Hebe ich ab, meldet sich niemand, aber ich höre, daß am anderen Ende verhalten geatmet wird. Ich möchte das nicht weiter ausführen. Sie werden in den Protokollen noch genug darüber erfahren.

Daß ich einer Veröffentlichung zustimmte, ja sie geradezu vorantrieb, hat auch mit der Hoffnung zu tun, daß sich diese zwanghafte Spirale, diese seltsame Spiegelung des Betrügers in mir, dadurch endgültig auflösen möge.

Natürlich haben wir Nachforschungen angestellt. Ich überzeugte meinen Bruder, mit mir gemeinsam Dörfer in Brandenburg abzuklappern, die den vagen Beschreibungen in den Protokollen entsprechen könnten. Und wir hatten Glück. Schon beim dritten Anlauf fanden wir ein Haus, auf das die Beschreibungen zutrafen. Es stand in der Nähe eines Kanals, am dem vor kurzem die Pappeln gefällt worden waren, etwas von der Anliegerstraße zurückversetzt; der Ort, an dem die Weihnachtsgeschichten entstanden sein mußten.

Allerdings wohnte dort eine Familie mit Kleinkindern. Wie sich herausstellte, waren sie vor wenigen Monaten eingezogen. Das Haus hatten sie von einem Makler gekauft, über die Vorbesitzer wußten sie nichts. Sie hatten den Kaufvertrag etwa in der Zeit unterschrieben, als der Verlag das Manuskript erhalten hatte. Auch in den Protokollen wird ein Makler erwähnt, und ich bin sicher, es handelt sich um denselben, den wir schließlich aufsuchten. Er wollte seinen Klienten nicht preisgeben. Auf Nachfrage im Verkehrsministerium, das der Betrüger als seine Arbeitsstelle angibt, gab man uns zur Antwort, daß sich dort niemand nebenbei schriftstellerisch verdinge. Im übrigen könne man nicht weiterhelfen, es gebe Richtlinien des Datenschutzes.

Die Polizei haben wir nicht eingeschaltet. Zu diesem Zeitpunkt stand unser Entschluß zu veröffentlichen bereits fest.

Natürlich redeten wir auch mit den Nachbarn. Aber sobald mein Bruder und ich nach dem Vorbesitzer fragten, schienen sie dringend die Hecke verschneiden zu müssen, stellten ihre Motorsägen an oder sagten, ihr Wasserkessel würde pfeifen, obwohl nicht das geringste Pfeifen zu hören war. Eine Frau aus dem Haus gegenüber meinte, sie inter-

essiere nicht, was gewesen sei, sie interessiere nur, was jetzt werde.

Bei einem unserer Versuche, wir standen vor einem Zierteich, aus dem unser Gesprächspartner gerade eine Froschleiche zog, verließ mich die Lust. Ich fragte mich, was ich mit den Nachforschungen eigentlich bezweckte. Ich wußte doch, wer der Autor war. Ich hatte ihn gesehen, ich hatte mit ihm gesprochen. Ich zweifelte ja nicht plötzlich daran, daß er existierte. Wollte ich ihn zur Rede stellen? Aber wozu? Um ein unangenehmes Gespräch im Leben mehr zu führen? Um ihn erneut auf meine Fährte zu locken, wo die Dringlichkeit vielleicht gerade im Abklingen war? Wir unterbrachen die Suche, noch bevor die Froschleiche aus dem Kescher rutschte.

Für die Offenlegung des Betrugs ist das, was der Betrüger in den Protokollen über sich – und natürlich über mich – preisgibt, Information genug.

Ich möchte an dieser Stelle noch einmal ausdrücklich darauf hinweisen, daß ich zwar tatsächlich, wie der Betrüger behauptet, meinem Bruder jedes Jahr eine Weihnachtsgeschichte schreibe, die dann unter dem Weihnachtsbaum vor der versammelten Familie verlesen wird, daß es sich bei den vorliegenden Texten aber keinesfalls um diese handelt. Den Versuch, meinen Stil täuschend echt nachzuahmen, halte ich für mißglückt. Aus diesem Grund ist es mir am Ende nicht ganz so schwer gefallen, mich zu einer Herausgabe dieser Fälschungen zu entschließen.

Nach langer Überlegung stimmten wir darin überein, daß es nur dann für Außenstehende interessant wäre, wenn die Weihnachtsgeschichten und die Protokolle gemeinsam veröffentlicht werden würden, auch wenn das den Plänen des eigentlichen Urhebers zuwiderlaufen dürfte.

Die Protokolle auszuklammern, hätte bedeutet, das Publikum einer Täuschung aufsitzen zu lassen. Es gibt in jüngster Zeit öfter Bücher, bei denen sich am Ende herausstellt, daß große Teile darin von Romanen bekannter Autoren abgeschrieben oder ihnen schamlos nachempfunden worden sind. Mit dem Abdruck der Protokolle wird dieser Täuschung vorgebeugt. Es wird möglich, hinter die Kulissen des Betrügers zu blicken. Das Buch kann auf diese Weise außerdem Zeugnis geben von der heute immer stärker um sich greifenden Urheberrechtsverletzung, dem Diebstahl geistigen Eigentums.

Ich habe nichts verändert, gelöscht oder hinzugefügt, auch wenn Details meines Lebens offenbar werden, die ich über das Private hinaus nicht unbedingt für interessant halte. Aber es geht mir darum, den Vorgang so originalgetreu wie möglich abzubilden. Deshalb muß auch der perfide Plan des Fälschers, das Buch unter meinem Namen zu veröffentlichen, berücksichtigt werden. Die Bloßstellung wird verhindern, daß er darin eine späte Genugtuung sehen könnte.

Mein einziger Eingriff als Herausgeberin bestand darin, der besseren Lesbarkeit halber die Weihnachtsgeschichten nach Motiven und Themen sortiert den Protokollen zuzuordnen.

Antje Rávic Strubel,
München im November 2007

P.S.: Ich bedanke mich bei Thomas Trautwein und Heiko Liehr für die freundliche Unterstützung.

Wie es war im Anfang

Meine Freundin sagt immer: »Die Rellijon is mit m letzten Krieg druffjejangen und die Ideolojie mit da Mauer. Heute renn se zur Lafsparät und kieken Schar Treck, und ihre Familienfotos packen se ins Internet.«

In unserer Familie haben wir uns etwas Besonderes ausgedacht. Wir haben die Weihnachtsgeschichtentradition eingeführt. Mein Bruder hat sie eingeführt, und ich mußte mitmachen. Jedes Jahr zum Fest soll es eine neue Weihnachtsgeschichte geben, und mich hat man zur Weihnachtsgeschichtenschreiberin gemacht, zur Weihnachtsantje Auguste. Das ist sehr schön, und alle liegen dann unter dem Weihnachtsbaum, die Beine übergeschlagen, vom Punsch leise benebelt, und freuen sich, daß es wieder soweit ist. Es gibt nur ein Problem. Weihnachtsgeschichten haben den Nachteil, daß man sie immer schon kennt.

Von Gänsebraten erwartet man keine Überraschungen. Die sollen jedes Jahr ganz exakt genauso sein wie im Jahr zuvor, mit Pflaumen und Kastanien gefüllt, mit knuspriger Haut, Sauerkraut oder Grünkohl, um die festlich vorgefühlte Besinnlichkeit im Erfüllungsmoment nicht zu enttäuschen.

Bei Geschichten ist das anders. Bei Weihnachtsgeschichten sowieso. Man möchte zwar gewisse Dinge wiedererkennen, sie sollten zum Beispiel nicht im Hochsommer auf Rügen oder in einer fernen Kultur spielen, in der es Weihnachten nicht gibt, aber man möchte »doch ooch überrascht werden«, wie meine Freundin sagt. Auch wenn es am Ende wieder auf eine Geburt hinausläuft, auf das schreiende Kind im Stroh, dem ein Mohr und drei Heilige aus dem Morgenland Kräutersud und teure Glitzer-Windeln vorbeibringen.

Selbst im Osten sind die Leute noch jedes Jahr erwartungsfroh in die Kirche gelaufen, obwohl es verboten war, vielleicht nur, um endlich zu hören, daß es diesmal ein Mädchen geworden ist, und dann wird's doch wieder ein Junge. Irgendwann hat man die Nase voll und beginnt, eine eigene Tradition zu begründen, und wenn man sie begründet hat, dauert es nicht lange, und man sehnt sich nach der alten Weihnachtsgeschichte zurück, weil so eine eigene doch Schwierigkeiten bereitet.

Nur mein Bruder akzeptierte das nicht. Er war nicht zu bremsen. Er hatte diese kindliche Unschuld im Blick, als er sich vor mich hinstellte und sagte: Du bist doch Schriftstellerin!

Das funktioniert immer. Ich habe ihm zwar erklärt, daß Weihnachten das schlimmste, das sentimentalste, ein marodes Genre ist, das Dickens unrettbar in die Ecke geschrieben hat, aufs Abstellgleis, ins Aus, aber noch während ich mit wachsender Hysterie redete, war der Fall schon verloren.

Es funktioniert immer, weil ich mir nichts so sehr wünsche wie Schriftstellerin zu sein. Das weiß mein Bruder. Ich habe ihm davon schon vorgeschwärmt, da war ich zwölf und er sieben, und wir hatten beide noch Mühe, das zu verstehen.

Mittlerweile weiß er auch längst, wie korrumpierbar ich bin. Jedesmal, wenn mir einer auf den Kopf zusagt, ich sei, was ich mir wünsche, werde ich schwach, egal, welche Bedingungen sich daran knüpfen.

Die Bedingungen meines Bruders sind abenteuerlich.